

gutem Schnaps.«

Sie sah Adam an, dessen Rücken von täglicher Arbeit und seinen vierundachtzig Jahren gekrümmt war. Adam stellte das Radio vor sich auf den Boden und massierte mit Zeigefinger und Daumen seine leicht gerötete Nase. »Ach was, Mädels!« Er grinste nach rechts und dann nach links. »Unkt nicht schon wieder. Trinkt lieber, solange es für uns hier noch was zu trinken gibt.«

Er hob sein Glas, und auch Sophie trank und begann plötzlich ihr raues, herzhaftes Lachen.

»Dein Adam hat wie immer recht, Bertha!«, japste sie. »Trinken wir also auf unsere Insesseligkeit, solange sie noch hält.« Sie richtete ihren Zeigefinger auf das Radio. »Ehrlich gesagt, mir graut vor dem, was da auf uns zukommt.«

Alle drei musterten eine Weile die plötzlich

eher karg wirkenden Vorräte in den Regalen.

»Das könnte bis Ostern reichen«, sagte Bertha, stand auf und strich ihre Schürze glatt. »Könnte!«, wiederholte sie. »Aber unter diesen Umständen da ...«, auch sie deutete in Richtung Radio, »... werden wir vielleicht schon an Neujahr in die Röhre gucken. Egal«, fuhr sie dann fort. »Das ist ja das Gute am Alter, dass uns kaum noch was überraschen kann.« Sie machte einen leicht torkelnden Schritt zur Kellertreppe hin. »So, und jetzt geh ich mal nach oben. Der Tag war lang und gut, wie viele Tage in den vergangenen Jahrzehnten, Kommunismus und Sozialismus hin oder her.«

Sophie grinste. »Unsere Bertha, die wusste schon immer Bescheid, was?«

»Ja«, bestätigte Bertha, bevor Adam nicken oder etwas sagen konnte. »Schließlich leb ich seit siebzig Jahren auf Distelitz und kenn dich

und deine Mischpoke in- und auswendig. Und deshalb kann mich in diesem Haus auch nichts mehr aus der Ruhe bringen, nicht einmal das da im Radio.«

»Hört, hört!«, brummelte Adam vergnügt.

Bertha achtete nicht auf ihn.

»Deine fünf Söhne, Sophie, die waren schon immer wie die Heuschrecken«, sagte sie. »Überraschungsangriff, alles abgrasen, wieder verschwinden und erst dann wiederkommen, wenn das Gras nachgewachsen ist.«

»Zwei«, erinnerte Sophie gelassen. »Nur noch zwei Söhne. Zwei liegen bereits in der Gruft, und der dritte ist irgendwo verlorengegangen.«

»Von mir aus nur noch zwei. Aber jeder, ob nun tot oder nicht, hat sich inzwischen vermehrt wie die Karnickel.« Sie winkte zum Abschied. »Ich geh. Und gleich morgen früh werde ich

mit dem Lüften anfangen. Es wird nämlich eine Weile dauern, bis wir den guten alten DDR-Mief aus den Zimmern und Betten raushaben.«

Sie sahen ihr nach, wie sie mit entschlossenem Hüftschwung die Treppe nach oben stieg. Die Kellertür fiel knarrend ins Schloss. Mörtelstaub, vermischt mit größeren Brocken, legte sich auf die ausgetretenen Steinstufen.

»Schenk uns noch einen ein, Adam, einen letzten.« Sophie hielt ihm ihr Glas entgegen. »Und den trinken wir auf die unvermeidbare Vergänglichkeit aller guten wie schlechten Dinge.«

# I. Kapitel

Nicht nur der heftige Wintersturm, der um das Gutshaus sang, heulte und jammerte, die Äste der gewaltigen Buche über die Fensterscheiben ratschen und die losen Dachschindeln klappern ließ und mit seiner gewaltigen Musik die Kamine und jede Ritze, jedes Lockere füllte, hielt Sophie von Sand in dieser Nacht wach. Zum einen war es das Alter. Mit jetzt fast zweiundneunzig braucht man eben nicht mehr so viel Schlaf, sagte sie sich; da zählt jede Stunde Leben. Zum anderen waren es die Erinnerungen, die sie nach dem abendlichen Anruf von Franz, ihrem ältesten Sohn, überfluteten – mit einer Macht, die ihr zuweilen den Atem nahm und ihre Kehle eng